



Der internationale Reiseverkehr ist hinsichtlich der Anfälligkeit eines Landes für Pandemien zentral. PATRICK PLEUL / EPA

Wie Westeuropa zum Covid-19-Hotspot wurde

Auch wenn sich Politiker heute für ihre Pandemiebekämpfung loben: Die späte Reaktion vieler europäischer Länder bei der Einschränkung des internationalen Reiseverkehrs erwies sich als fatal. Gastkommentar von Ruud Koopmans

Für die Ferienzeit haben die europäischen Länder vorsichtig wieder ihre Grenzen geöffnet. Die Behutsamkeit steht in schrillum Kontrast zur Haltung vieler, vor allem westeuropäischer Länder sowie der EU am Anfang der Pandemie. Damals war der Spruch «Das Virus kennt keine Grenzen» in aller Munde. Einreisebeschränkungen wurden von vielen Politikern und Gesundheitsexperten kategorisch abgelehnt, weil sie unnötig, unwirksam oder sogar kontraproduktiv seien.

Es kam anders: Länder wie Israel und die Türkei hatten bereits in der letzten Februarwoche die Einreise aus Italien unterbunden, Anfang März folgten Island und Rumänien, Tschechien und Russland, später Österreich, Slowenien und die Schweiz. Mitte März schloss dann überraschenderweise auch Deutschland, das noch wenige Tage zuvor Grenzschiessungen entschieden zurückgewiesen hatte, seine Grenzen zu Österreich, der Schweiz und Frankreich. Die EU schliesslich vollzog am 17. März eine Wende und schloss die Grenzen für Reisende aus Drittstaaten – eine eher symbolische Massnahme, denn die EU war selber längst zum neuen Epizentrum der Pandemie geworden. Hinsichtlich der EU-Binnengrenzen mahnte die EU damals nach wie vor zur Zurückhaltung.

Von Politikern und Gesundheitsexperten ist immer wieder zu hören, dass wir in Westeuropa die Covid-19-Pandemie vergleichsweise gut gemeistert hätten. Ein Blick auf die Rangliste der Länder, die weltweit relativ zu ihrer Einwohnerzahl die meisten Todesfälle aufgrund der Krankheit zu bedauern haben, relativiert dieses Bild. Die Zahl der Todesopfer variiert indes innerhalb Europas sehr stark. Was kann die Unterschiede erklären? Die Nähe zu Norditalien allein ist es sicherlich nicht, denn die vier Länder, die direkt an Norditalien grenzen – Frankreich, die Schweiz, Österreich und Slowenien –, befinden sich in der Rangliste der Todesraten an ganz unterschiedlichen Stellen: Länder wie Irland oder Belgien wiederum haben höhere Todesraten zu verzeichnen als die Alpenländer. Die zwei Faktoren, die eine mögliche Erklärung bieten, haben beide mit Grenzen zu tun.

Der erste Faktor ist der internationale Reiseverkehr. Aus der epidemiologischen Forschung ist schon länger bekannt, dass die Position eines Landes im internationalen Reiseverkehrsnetzwerk hinsichtlich der Anfälligkeit für Pandemien zentral ist. Mit Blick auf die Destinationen im internationalen Flugtourismus finden sich europäische Länder auf den oberen Plätzen: Frankreich kommt weltweit an erster Stelle, Spanien belegt Platz zwei, Italien den fünften Rang, Grossbritannien den siebten, Deutschland den neunten und Österreich den elften. Die Länder gehören zur Spitze des globalen Reiseverkehrs, und die Zahlen stehen in einem Zusammenhang mit Covid-19-Todesraten.

Westeuropäische Länder hätten also wissen können, dass sie bei einer globalen Pandemie einem besonderen Risiko ausgesetzt sind. Doch sie haben auf die besondere Bedrohungslage lange nicht mit Einreisestopps für Risikoländer (auch innerhalb der EU) und Quarantäne-Verpflichtungen für zurückkehrende Staatsbürger reagiert. Das ist der zweite wichtige Erklärungsfaktor für die grossen

Mit Blick auf eine mögliche zweite Welle oder zukünftige Pandemien ist zu hoffen, dass Politiker und Gesundheitsexperten sich diese Zusammenhänge bewusst machen.

internationalen Unterschiede: Länder, die frühzeitig Einreisebeschränkungen beschlossen, weisen niedrigere Todesraten auf.

Natürlich sind dies nicht die einzigen Faktoren, die helfen, internationale Unterschiede zu erklären. Aber auch wenn den Wohlstand, Kapazitäten im Gesundheitssektor oder demografische Faktoren mit in Betracht zieht, bleiben der internationale Reiseverkehr und Einreisebeschränkungen bedeutende Wirkungsfaktoren. Natürlich waren weitere Massnahmen wie Hygiene- und Abstandsgebote sowie das Verbot von Grossveranstaltungen auch wichtige Faktoren, trotzdem: Die Kombination von Einreisebeschränkungen mit anderen Massnahmen erlaubte Ländern, die frühzeitig handelten, die Ansteckungskurve auf deutlich niedrigerem Niveau zu stabilisieren.

Warum viele EU-Länder bei den Einreisebeschränkungen lange zögerlich blieben, dürfte mit den lange Zeit zurückhaltenden Empfehlungen der WHO zu tun haben und natürlich mit dem politischen Unwillen, den freien Reiseverkehr innerhalb des Schengenraums einzuschränken. Dazu kamen wirtschaftliche Befürchtungen – obwohl später dann wirtschaftliche Einschränkungen notwendig wurden, die um ein Vielfaches kostspieliger waren, als es frühzeitige Einreisebeschränkungen gewesen wären.

Mit Blick auf eine mögliche zweite Welle oder auch auf zukünftige Pandemien ist zu hoffen, dass Politiker und Gesundheitsexperten sich diese Zusammenhänge bewusst machen. Offene Grenzen mögen politisch und wirtschaftlich grundsätzlich wünschenswert sein. Bei einer globalen Pandemie aber kann sich der Glaube an offene Grenzen als fataler Irrtum erweisen.

Ruud Koopmans ist Professor für Soziologie und Migrationsforschung an der Humboldt-Universität Berlin und Direktor der Forschungsabteilung Migration, Integration, Transnationalisierung am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB).

Ein buddhistischer Mönch meditiert unter einem Baum. Da kommt die Pest vorbei, und er fragt: «Wohin des Weges?» Die Pest: «Ich gehe in die Stadt, um tausend Menschen zu töten.» Nach einiger Zeit trifft sie auf dem Rückweg wieder den Mönch unter dem Baum. Er fragt die Pest: «Du hast gesagt, du würdest tausend Menschen töten – man berichtete mir, dass zehntausend gestorben sind.» Die Pest: «Ich habe tausend getötet. Die anderen tötete die Angst.»

Angst ist ansteckend. Angst trennt. Sie trennt uns von unserem Ich, und sie trennt uns von der Welt. In der Angst sind wir einsam, wir haben den Zugriff auf Gemeinschaft und auf andere Menschen verloren. In der Angst sind wir unseren eigenen Gefühlen fremd, wir können nicht trauern, uns nicht freuen, nicht lieben, nicht begehren und auch nicht wütend sein. Diese Gefühle verstummen. Sie sind an ein Gegenüber gebunden, und in der Angst ist dieses Gegenüber nicht mehr verfügbar, weder als innere noch als äussere Instanz. Die Angst mag niemand teilen, anders als zum Beispiel die Freude oder die Trauer. In der Angst ziehen wir uns zurück. Nicht ins Ich, um dort wohlbehalten Ruhe vor ihr zu finden, nein, denn dort ist auch nichts. Auch dort fehlt die Verbindung. Jemanden in Angst, also Ohnmacht zu bringen, bedeutet, ihm Gewalt anzutun.

Angst ist nicht eine Reaktion auf eine bevorstehende Gefahr, sondern in der Angst ist die Gefahr bereits eingetreten: Wir verfügen nicht mehr über unsere konstruktiven Aggressionen im Dienste des Ich, welche uns vor Gefahren schützen, uns ermöglichen, uns zu wehren, und uns an der Welt gestalterisch teilhaben lassen. Diese Kräfte sind in die Angst implodiert.

Ein Kind, das für seine Wut bestraft und sein Bravsein belohnt wird, lernt, dass seine Wehrhaftigkeit innerhalb einer Beziehung keinen Raum findet, ja die Beziehung vielleicht gefährdet. Was dem Kind Angst macht, ist die Möglichkeit, dass seine konstruktiven Aggressionen im Dienste des Ich, die

Angst – vor ihr müssen wir uns fürchten

Angst ist nicht eine Reaktion auf eine bevorstehende Gefahr, sondern in der Angst ist die Gefahr bereits eingetreten.

Ohnmacht nimmt sich ihren Raum, sie macht uns

handlungsunfähig. Gastkommentar von Jeannette Fischer

Voraussetzung für Eigenständigkeit und Wachstum sind, als schädlich gespiegelt werden. Schädlich für sich selber oder schädlich für andere. Damit lernt das Kind, dass seine eigenständigen Bestrebungen die Beziehung, von der es abhängig ist, gefährden, dass es vielleicht mit einem Bruch, mit einem Liebesentzug, mit einem Ausschluss aus Gemeinschaft zu rechnen hat. Nicht mehr verbunden zu sein mit dem Ich und der Welt, macht einsam, handlungsunfähig und erzeugt Verlorenheit. Wir reagieren mit Anpassung, mit Unterwerfung unter das, was uns zu retten verspricht und uns wieder in eine Beziehung und Gemeinschaft aufnimmt.

Das, was uns Menschen das Wichtigste ist, ist der andere Mensch, das Du. Oftmals verstehen wir unter einer guten Beziehung die Erfüllung unserer symbiotischen Sehnsüchte nach Gleichklang und Gleichschritt, wir streben allzu gerne eine Homogenisierung der Differenz an, die uns, erfahrungsgemäss, Aufgehobenheit und Dazugehören sichert. Wir haben wenig Übung in der Auseinandersetzung mit der Differenz und dementsprechend wenig Vertrauen, dass sie unsere Beziehungen, unser Dazugehören nicht gefährdet.

Das Ich ist keine feste Grösse, sondern verändert sich ständig in jeder Begegnung mit einem

Du. Gemeinsam mit dem Du wird ein intersubjektiver Beziehungsraum eröffnet, worin Begehren, Auseinandersetzung und das Reiben an der Differenz erprobt und verwirklicht werden können. Wütend zu sein, heisst also, um auf das Kleinkind zurückzukommen, nichts anderes als differenz zu sein. Heisst, den anderen ernst zu nehmen und sich mit ihm auseinanderzusetzen. In diesem Raum ist weder Anpassung noch Unterwerfung erforderlich, um Ausgrenzung aus einer Beziehung und Gemeinschaft zu verhindern oder ihr zuzukommen. Das Kind hat nicht brav zu sein, um dazuzugehören.

Sobald die Anerkennung der Differenz nicht mehr gewährleistet ist, haben sich Machtstrukturen etabliert: Die Anerkennung der Differenz wird zugunsten eines hierarchischen Gefalles aufgehoben. Um ein Gefälle einzurichten, werden Feinde installiert. Ihre Funktion ist es, Täter und Opfer zu bezeichnen. In diesem Gefälle kann nun Richtig von Falsch, Gut von Böse, Schuldig von Unschuldig unterschieden werden. Damit wird ein Diskurs besiegelt, der es uns erlaubt, die Feinde zu vernichten, um die Opfer zu schützen. Feinde sind dazu da, dass wir uns von ihnen unterscheiden und uns als die Richtigen und Guten bezeichnen.

Die Alternative zur Angst ist die Furcht. Sie unterscheidet sich von der Angst insofern, als sie uns nicht ohnmächtig macht. Im Gegenteil: In Anbetracht einer Gefahr findet die Furcht Auswege; sie bewegt sich ausserhalb einer Feindkonstruktion, ausserhalb des Schuld- und Opferdiskurses. In der Furcht bleiben wir handlungs- und denk-mächtig, die konstruktiven Aggressionen behalten ihren Dienst am Ich. Sie stehen uns zur Verfügung, um das Ich vor Destabilisierung zu schützen. Dann hätte die Pest anderes zu berichten als: «Ich habe tausend getötet. Die anderen tötete die Angst.»

Jeannette Fischer ist Psychoanalytikerin und Autorin in Zürich.